

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 62.

Montag, den 15. März 1909.

24. Jahrgang.

Im Waldhof.

Erzählung von Courts-Mahler.

(16. Fortsetzung.)

Sie öffnete mühsam den schweren Deckel. Sorgsam nahm sie Stück um Stück heraus. Da waren einige Mappen voll Skizzen von ihrem Vater, jedes kleine Blättchen hatte sie aufbewahrt. Darunter lag der Rock des Vaters, den er auf seinem letzten Gang getragen hatte, als ihn das tödliche Blei traf. Die Stelle, wo die Kugel eingedrungen war, kennzeichnete ein kleines, rundes Loch. Noch heute lief ein Bittern über Anne Dore's Gestalt, wenn sie sanft mit den Händen über diese Stelle strich.

Mancherlei Erinnerungen barg die Truhe — auch an die tote Mutter. Diebebohl legte sie eins zum andern, bis die Truhe leer war. Dann räumte sie alles sorgfältig wieder ein.

Es verging lange Zeit, bis sie mit ihrer Arbeit fertig war. Bei diesem und jenem Stück machte sie eine Pause und gedachte der toten Eltern. Was wäre aus ihr geworden, wenn Onkel Klaus nicht gewesen wäre? Er hatte ihr Vater und Mutter ersetzt.

Heiße Bärtlichkeit für ihn erfüllte ihr junges Herz. Wie sie ihn liebte, wie all ihr Sinnen und Denken in ihm aufging. Aber sie konnte es ihm nicht so zeigen, wie sie wollte. Jungfräuliche Scheu hielt sie zurück, weil ihre Liebe eine andere, heißere geworden war. Wenn er ahnte, was in ihr vorging — ob er dann recht erschrecken, ihr wohl gar zürnen würde? O — nie — nie durfte er es erfahren, todschämen würde sie sich, obwohl sie doch gar nichts dafür konnte. Das war so still in ihr gewachsen und aufgeblüht, und sie wollte es fest in sich verschließen. Wenn sie nur immer bei ihm bleiben dürfte, dann war ja alles gut und schön.

Dass ihr Herz sehnüchlich danach verlangte, ihm anzugehören, wie das Weib dem Manne angehört in allumfassender Liebe, das gestand sie selbst sich nicht ein. Aber ein unruhiges Verlangen blieb doch in ihrer Seele wach.

Nun war sie fast zu Ende mit ihrem Werk. Noch des Vaters Rock und seine Skizzen mußten in der Truhe verpackt werden. Die Skizzen sollten lieber obenauf liegen, die wollte sie nächstens noch einmal durchblättern. Also erst der Rock. Sorglich legte sie ihn glatt zusammen. Dabei streifte ihre Hand über die Brusttasche und sie vernahm ein leises Knistern, als wenn Papier darin verborgen wäre. Sie glitt mit der Hand in die Tasche und zog einen Brief heraus.

Dass ihr das bisher entgangen war! Interessiert öffnete sie das Schreiben, und ein leichtes Rot glitt über ihr Gesicht. Ein Brief von Onkel Klaus, an ihren Vater gerichtet, und zwar wenige Tage vor dessen Tode. So lange befand sich dieser Brief in der Tasche, ohne daß sie eine Ahnung davon gehabt hatte.

Den mußte sie lesen — daraus konnte sie wohl sein frisches, fröhliches Wesen von damals erkennen. Und wenn er nach Hause kam, wollte sie ihm den Brief zurückgeben.

Erst legte sie den Rock und die Skizzen noch in die Truhe hinein, klappte den Deckel zu und setzte sich auf den Erkerplatz, um den Brief in Ruhe zu lesen. Sie freute sich darauf, ein Schreiben des jungen, lustigen Onkels kennen zu lernen. Damals war er so ganz anders gewesen, das wußte sie so gut wie Frau Sonnemann. Recht behaglich setzte sie sich zurecht, ehe sie mit der Lektüre begann.

„Liebster Bruder, Waldhofbauer, Maler, Sinnierer und Prachtler!“ So lautete die Anrede. Sieachte leise in sich hinein. Wie frisch und froh das schon klang!

(Nachdruck verboten.)

Sie las weiter. Aber je weiter sie kam, je blasser und bekommener wurde ihr Gesicht. Mit großen, brennenden Augen sah sie auf die festen, charakteristischen Schriftzüge nieder, und ein zitterndes Atmen kam aus ihrer Brust.

„Kannst Du Dich der schönen Tage noch entsinnen, da Dir die Liebe zu Deiner Dorothea wie flammendes Feuer durch die Adern jagte und Dir den gesunden Murmeltierschlaf Deiner Nächte raubte? Ich weiß ganz genau, daß Du damals für alles, was nicht Dorothea Milius hieß oder mit ihr zusammenhing, nur sehr mäßiges Interesse hattest. Du warst in jener Zeit ungenießbar für alle Menschen, Dorothea ausgeschlossen. — Das Verständnis für Deinen damaligen Seelenzustand ging mir bis her ab — aber jetzt — jetzt kann ich Dir nachfühlen. Kurz und gut, ich will heiraten, und zwar ein Mädchen, das ich liebe mit grenzenloser Innigkeit.“

Als Anne Dore so weit gelesen hatte, sah sie starr und bleich immer wieder auf die letzten Worte: „Ein Mädchen, das ich liebe mit grenzenloser Innigkeit.“ Was war das für ein Mädchen? Wo war sie geblieben, weshalb war sie nicht seine Frau geworden? — Sie las weiter mit fieberhaft klopfenden Pulsen, alles, was er von seiner Liebe schrieb und von seiner Sehnsucht nach dem Besitz des geliebten Mädchens.

„Genug — ich gehe in den nächsten Tagen zu dem pensionierten Major Hartwig und bitte ihn um die Hand seiner Tochter Wilma, und dann sag' ich ihr, daß ich sie liebe und mit allen Fasern meines Seins zum Weibe begehre.“

Ein wilder, brennender Schmerz erwachte in Anne Dore's Herzen. Wer mochte diese Wilma sein, die er so liebte? Sie ahnte nicht, daß sie ihr schon einmal gegenübergestanden hatte. Woher hätte sie wissen sollen, daß Wilma Hartwig jetzt Frau Stein hieß? Es kam ihr auch kaum zum Bewußtsein, daß mehr als sechs Jahre vergangen waren, seit Klaus diesen Brief geschrieben. Für sie bestand nur die Tatsache, daß er ein Mädchen mit allen Fasern seines Seins zum Weibe begehrt.

Mit heißen Augen beendete sie die Lektüre. Immer wieder kehrten dann ihre Augen auf jene Stelle zurück. Und mit schmerzhaftem Grübeln versuchte sie zu ergründen, weshalb Onkel Klaus diese Wilma Hartwig nicht geheiratet hatte.

Ihr war zumute, als wäre mit einem Male aller Sonnenschein aus ihrem Leben gewichen. Das Schönste, Herrlichste war ihr geraubt worden — die Gewißheit, daß Onkel Klaus keinen Menschen auf der Welt so lieb hatte wie seine Anne Dore. Grenzenlos elend und verlassen kam sie sich vor. Im Uebermaß ihres Schmerzes warf sie die Arme auf den Tisch und barg ihr Gesicht darinnen. Heißes, jammervolles Schluchzen schüttelte ihren Körper, das ganze Weh und Leid ihrer Seele brach mit elementarer Gewalt hervor.

So ganz gab sie sich ihrem Schmerze hin, daß sie nicht merkte, wie in diesem Augenblicke Klaus draußen vorbeiging. Er war schon eine Weile von der Station zurück und wollte eben ins Haus treten, als er Anne Dore auf dem Erkerplatz sitzen sah. Bestürzt blieb er stehen. Durch das eine, halbgeöffnete Fen-

Der drama leidenschaftliches Schluchzen. Er sah, wie Anne Dore's Schultern bebten, wie sich der dunkle Mädchenkopf verzweiflungsvoll in die bergenden Hände wühlte. . .

Und er stand hier draußen und konnte ihr nicht helfen. Daß sie so tief getroffen war durch den Abschied des Malers, schien ihm gewiß. Aber über ihrem Schmerz vergaß er sein eigenes Leid. Heiß und zärtlich stieg es in ihm auf. Wenn er sie doch hätte trösten dürfen! Aber er durfte ihr nicht einmal merken lassen, daß er wußte, wie es um sie stand. Wenn sie nicht selbst voll kindlichen Vertrauens zu ihm kam und ihm ihren Kummer offenbarte, durfte er nicht verraten, daß er sie so gesehen.

Leise ging er vorüber, nach dem Wald zurück.

In schmerzliches Sinnen verloren, schritt er dahin. Er dachte an Reimers. Wenn er Anne Dore so herzlich liebte, wie sie ihn — hätte er ihr da nicht ein Zeichen seiner Liebe geben müssen, um sie nicht im Unklaren zu lassen? Sicher hatte er das nicht getan, sonst wäre Anne Dore nicht so voll Jammer gewesen, sondern hätte mutig der Zukunft entgegengesehen. Wenn Reimers nun überhaupt Anne Dore's Liebe nicht erwiderte — was dann? Er war sich eigentlich immer gleich geblieben, bis zuletzt. Nur Anne Dore war seltsam verändert gewesen, seit Reimers im Waldhof war. Sollte seine Anwesenheit nur Schmerz und Kummer für Anne Dore im Gefolge haben? Würde sie Leid zu tragen haben — das Leid unerwidelter Liebe?

Vergessen war jetzt sein eigenes Leid — nichts wollte er, als seine geliebte kleine Anne Dore glücklich sehen — selbst auf Kosten des eigenen Glückes.

Aber wie sollte er ihr helfen? — Er fand keinen Ausweg, so viel er grübelte und sann. Das einzige, was er tun konnte, war, daß er im Winter mit ihr nach L ging und ihr ein Wiedersehen mit Reimers ermöglichte. Vielleicht kam es dann zu einer Aussprache zwischen den Beiden. —

Anne Dore hatte sich endlich beruhigt. Sie barg den Brief in ihrer Tasche — Onkel Klaus durfte nicht erfahren, daß sie ihn gefunden hatte und um seine Liebe wußte. So brennend gern sie auch erfahren hätte, warum er jene Wilma Hartwig nicht geheiratet hatte, ihn selber danach fragen — nein — das vermochte sie nicht. Aber sie wußte nun, weshalb er nicht mehr so lustig und heiter war wie früher.

Jegend ein Verhängnis hatte ihn gehindert, glücklich zu werden. War jene Wilma gestorben? Oder hatte sie ihm die Treue gebrochen? Konnte das sein — konnte ein Mädchen freiwillig darauf verzichten, ihn glücklich zu machen, ihn, den besten, herrlichsten Mann, der ihr das Höchste und Beste auf Erden war? Wie sie ihn liebte, wie ihr Herz sich danach sehnte, ihm alles Leid und Ungemach fernzuhalten!

Langsam stand sie auf, nahm ihren Hut und ging in den Wald. Sie wollte versuchen, die traurigen Gedanken zu verwinden, ehe sie Onkel Klaus wieder entgegentrat. Er durfte nicht merken, daß sie um seine Liebe wußte und sich darum grämte. Was er von ihr denken würde, hätte er eine Ahnung, wie ihr Empfinden für ihn jetzt so anders geworden war? Er liebte sie doch nur, wie ein zärtlicher Vater sein Kind. Und sie — sie verlangte nach einer andern Liebe mit heimlicher Sehnsucht und wußte doch, daß dieses Verlangen ungefüllt bleiben mußte. Nie durfte er erfahren, was er ihr war. Die heiße, brennende Scham würde sie sonst zu Boden drücken. Er liebte ja die andere, und sein Herz trauerte noch immer um ihren Verlust. Deshalb sein ernstes, stilles Wesen, das sie nun doppelt schmerzte, seit sie wußte, wodurch es hervorgerufen war. In tiefes, schmerzliches Sinnen verloren, schritt sie den schmalen Fußpfad entlang. Sie sah nichts von der wunderbaren Schönheit des Waldes. Das Laub bekam schon bunte Töne. Es zeigte sich schon der Beginn jener herrlichen satten Färbung des Herbstes, mit deren Schönheit und Mannigfaltigkeit kaum eine andere Jahreszeit wetteifern kann. Bevor das große Sterben in der Natur beginnt, schmückt sie sich noch einmal mit bezaubernder Schönheit.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Natur.

1. Die Lebensdauer der Tiere.

Ueber die Lebensdauer der Tiere machte kürzlich Professor Dr. Korschelt in einem Vortrage vor der Deutschen Zoologischen Gesellschaft, wie wir im „Prometheus“ lesen, eine Reihe von interessanten Angaben, denen das folgende entnommen ist: Regenwürmer erreichen das für diese Tiergattung bemerkenswerte hohe Alter von etwa zehn Jahren; im Marburger Zoologischen Institut wurde einer neun Jahre und elf Monate lang in der Gefangenschaft beobachtet. Noch erstaunlicher ist das Alter verschiedenen Molluskenarten. Die Flußperlmuschel soll fünfzig bis sechzig Jahre alt werden.

Unter den Insekten sind die Weibchen einiger Ameisenarten die langlebigiten, da sie es bis auf 15 Jahre bringen, während die Königinnen der Bienen und der Termiten nur fünf Jahre alt werden. Ein recht hohes Alter erreichen auch einige Arten von Seerosen, die im Aquarium zu Neapel bis 24 Jahre lang und im Botanischen Garten zu Edinburgh sogar 67 Jahre lang beobachtet worden sind. Von den Säugetieren erreicht wohl der Elefant das höchste Alter von 150 bis 200 Jahren, unter den Vögeln werden Raben und Steinadler 100, Geier 118, Falken 164 Jahre alt, und Papageien sollen noch älter werden. Ein Laubfrosch lebte 10 1/2 Jahr, ein Alpensalamander 15 Jahre in der Gefangenschaft. Die Kröten sollen bis zu 40 Jahre alt werden. Das höchste Alter dürften aber wohl die Schildkröten erreichen, von denen eine Testudo Daudini deren Alter auf 300 Jahre geschätzt wird, über 150 Jahre in der Gefangenschaft lebte.

2. Warum Raben auf die Füße fallen.

Man hielt in Gelehrtenkreisen noch vielfach an der Meinung fest, daß es noch nicht einwandfrei nachgewiesen wäre, warum Raben und ihnen verwandte Tiere beim Niederstürzen immer auf die Füße fallen. Ein Londoner bekannter Zoologe glaubt diese Frage nunmehr gelöst zu haben, indem er an einem Modell nachweisen will, daß es lediglich der Schwanz ist, der den Tieren diese Fähigkeit verleiht. Das Modell des Gelehrten besteht in einer Röhre aus Karton, an der an Stelle der Weine vier Nutenbüschel sitzen. Der Schwanz ist mit Gelenken versehen, die sich biegen lassen. Bei den Vorführungen des Modells ergab es sich, daß Stürze aus jeder Höhe, bis zu 25 Meter hoch, durch Biegungen des Schwanzes reguliert werden konnten, denn immer fiel das Rabenmodell auf die Füße. In der Natur kann man denn auch die Richtigkeit dieses Prinzips nachweisen, denn Kletter- und Sprungtiere, die sämtlich in die Gefahr des Fallens kommen, haben meist ziemlich lange Schwänze, so viele Affen, die Eichhörnchen, Ratten und Mäuse. Im Fallen bewegen alle diese Tiere den Schwanz so lange, bis die richtige Lage des Körpers erreicht ist. Am besten kann man dies bei dem Eichhörnchen sehen, das mitunter beim Fallen mit dem langen Schwanz die langsamsten Bewegungen ausführt. Ratten mit abgeschnittenen Schwänzen sind schlechte Kletterer, weil ihnen der Mut bei Verlust ihres Schwanzes dazu fehlt, ebenso klettert und springt der langschwänzige Affe viel rascher als der kurzschwänzige, weil dieser vorsichtiger zu Werke gehen muß, um nicht zu fallen.

3. Fliegende Frösche.

Der berühmte Naturforscher Wallace, der das fünfzigjährige Erinnerungsfest an die von ihm und Darwin ausgegangene Schöpfung der Entwicklungslehre jetzt noch hat erleben dürfen, hatte auf seiner durch ihre Ergebnisse und ihre Schilderung großartigen Reise in der asiatischen Inselwelt einen Frosch entdeckt, wie er bisher überhaupt noch niemals gesehen worden war. Der Frosch, der auf der großen Insel Borneo lebt, besitzt ungeheure Schwimmhäute an den Füßen und vermag außerdem seinen Körper stark aufzublähen, so daß er als Ganzes eine Art von Fallschirm bilden kann. Später ist eine verwandte Art der Gattung, die den Namen Rhacophorus erhalten hat, auf der Insel Java entdeckt worden. Ueber diesen Java-Flugfrosch veröffentlicht jetzt der Zoologe Sieblehrt im Bericht der Akademie der Wissenschaften von Krakau eine genauere neuere Schilderung. Danach ist das Weibchen ungefähr 1/2 größer und um das Doppelte breiter als das Männchen, dafür aber durch eine geringere Entwicklung der Stimmwerkzeuge und auch etwas in der Färbung benachteiligt. Da die Frösche selbstverständlich aufwärts nicht fliegen können, so müssen sie auf andere Weise auf die Bäume gelangen, und das geschieht durch Klettern, wozu die Haftorgane an den Beinen treffliche Dienste leisten. Das ist aber nichts Besonderes, denn das kann der Laubfrosch auch. Im übrigen wird die Beobachtung von Wallace bestätigt, daß jener Frosch die mächtig entwickelten Schwimmhäute beim Fall aus der Höhe als Fallschirm benutzt, wobei er die Beine ausstreckt und die Weine dicht an die Seiten des Körpers gepreßt hält.

Sturm.

Stützen von Georg Persich.

Nicht überraschend ist der Sturm gekommen, aber niemand ahnte, daß er zu solcher Heftigkeit anschwellen würde.

Am Himmel wälzt sich nachtschwarzes Gewölk gen Westen. Tiefbuntel ist auch das Meer, nur durchzogen von breiten, weißen Gischtstreifen.

In langgestreckten Linien rollen die Bogen heran und werfen sich auf das unter dem wütenden Anprall erzitternde Schiff. Nachend steigt es aus dem Wellental heraus, um nach Sekunden wieder hinabgeschleudert zu werden.

Fast alle Reisende warten in den Salons und Kabinen auf das Ende des Unwetters. Nur wenige trohen ihm auf Deck und lassen sich vom Winde zausen und von dem salzigen Wasser überschütten.

Behenden Schrittes eilt ein junger Matrose über das Achterdeck. Ihm können Sturm und Wetter nichts, er ist seit frühesten Jugend mit ihnen vertraut.

Auf Wellwurm aufgewachsen, mußte er schon als kleiner Junge mit dem Vater und den älteren Brüdern aufs Meer hinaus und oft genug hatte man nur mit genauer Not den schützenden Strand wieder erreicht.

Erst vor einem halben Jahre, als er sich auf Föhr bei Brodersens verspätet hatte, weil die blonde, blauäugige Karen gar so freundlich zu ihm gewesen, war's ihm schlimm ergangen.

Da fehlte nicht viel und er wäre niemals heim gekommen. Platt hingeschlagen war er am Ufer, als er mit zerfetztem Segel endlich landete. Seine Kleider waren zerrissen, Blut rieselte ihm den Nacken herunter und Blut floß aus tiefen Handwunden.

Aber leid war es ihm doch nicht gewesen, daß er so zur Unzeit von Föhr abgesetzt war.

Ob Karen wohl noch an ihn denkt? So, wie er an sie — immer und immer?

Er hat ihr geschrieben und sie wird antworten, nur gedulden muß er sich.

In zwei Monaten ist er wieder bei ihr. Dann wird er mit ihr und mit dem alten Brodersen sprechen und dann geht's auf die Navigationschule. Er wird fleißig lernen und sein Steueremannsgewissen machen und dann — — — ein glückliches Lächeln huscht über das braune Antlitz des Halligsohnes, deutlich sieht er vor sich einen frischwangigen, blondhaarigen Mädchenkopf. — —

Halloh!

Der junge Mann taumelt, rutscht zurück und ehe er einen Halt gefunden, schleudert ihn eine Sturzsee gegen die Reeling.

Er verspürt einen stehenden Schmerz in der Brust, aber noch einmal versucht er sich anzuklammern. Wieder greifen seine Hände ins Leere.

Und plötzlich fächelt er sich emporgehoben und fortgetragen, weit, weit fort — — —

„Es gab keine Rettung für den armen Burschen“, erklärt der Kapitän den in gedrückter Stimmung lauschenden Passagieren als bekannt wird, daß ein Mann der Besatzung über Bord gespült worden sei. „Wir sahen auf der Kommandobrücke, wie er verunglückte, ich ließ sofort stoppen und tat, was in Menschenkräften stand, aber aus solcher See holt man keinen heraus! War ein braver und tüchtiger Junge! Tut mir aufrichtig leid um ihn!“

In dem bekannten Lustkurorte herrschte heute eine trostlose Stimmung. Erst drei Tage Regen, nichts als Regen und nun diese abscheulichen Hagelböden!

Einer der unermüdlichen Whist- und Schachspieler ist der Medizinalrat Dr. Corbing, ein rüstiger, lebhafter Sechsziger. Seine junge Frau, die er vor Jahresfrist nach langer Witwerschaft heimführte, hat sich nicht überreden lassen, dem interessantesten Turnier an den runden Spieltischen zuzuschauen. Auch heute hatte es die passionierte Fußgängerin ins Freie getrieben. Mochte der Himmel seine Schleusen öffnen, mochte der Sturm über die Höhen brausen — am so großartiger und erhebender war es dort oben!

Und so war sie den schmalen Fußpfad hinausgeschritten, der zu dem beliebten Aussichtsturm führte.

Das Erdreich war durchweicht und schlüpfrig, der Weg an vielen Stellen von abgebrochenen Ästen und entwurzelten Stämmen verlegt.

Aber sie ließ sich nicht abschrecken und endlich war das Ziel erreicht.

Die Mühe wurde belohnt! Welch ein Schauspiel von der Plattform des Turmes aus. Unter ihr der sich endlos bahnende

Meer, von dem ein Menschen heraufsteht, so gewaltig und feierlich, wie sie es noch nie vernommen.

Der Wind beugt die Bspfel, daß sie wie ein grünes Meer auf- und niederwogen. Er zerrt auch an den Kleidern der jungen Frau und Krampfhaft muß sie den leichten Sommerhut festhalten, damit er ihr nicht entfährt wird.

Bei einer Wendung bemerkt sie, daß sie nicht allein ist.

Ein Herr steht drüben an der Brüstung und schaut gedankenvoll ins Weite. Aber nun wird auch er ihrer ansichtig, er grüßt und sie erkennt in ihm den Regierungsrat von Schacht, den Abgott aller kurbeflügelten jungen und alten Damen.

Die Begegnung setzt sie in Verlegenheit, denn seit einiger Zeit glaubt sie wahrzunehmen, daß der Regierungsrat ihr den Hof macht. Aber schon hat sie ihre Sicherheit wiedererlangt und unbefangen geht sie auf das von ihm angeknüpfte Gespräch ein.

Er ist ein guter Beobachter. Eigentümlichkeiten der Gegend, die ihr noch niemals aufgefallen sind, hat sein scharfer Blick erkannt und festgehalten. Er weckt das Interesse der jungen Frau auch für mancherlei Farbkontraste und als die Sonne kurz vor ihrem Untergang noch einen letzten Strahlenblick durch den dunklen Wolkenslor wirft, da wird er fast zum Poeten. Er schwärmt wie ein Jüngling!

Nun schreiten sie beide zu Tal.

Dämmerung erfüllt allmählich die Richtungen. Der Sturm schüttelt die Baumkronen, biegt die schlanken Tannen und tobt wie ein Besessener in dem sonst so stillen Forst.

Eine geraume Weile gehen sie wortlos nebeneinander her. —

Einmal hat er seiner Begleiterin die Hand geboten, als es ein Hindernis zu übersteigen galt, sie hat die Hilfe fast unfreundlich zurückgewiesen.

Jetzt ist der Pfad ganz ungangbar. Herabfließendes Bergwasser hat ihn in seiner vollen Breite überschwemmt, so daß trodenen Fußes nicht hinüberzukommen ist.

Wieder reicht der Regierungsrat der jungen Frau die helfende Rechte.

Diesmal überlegt sie.

Aber noch ehe sie einen Entschluß gefaßt hat, umschlingt er sie mit beiden Armen und, bevor sie sich von ihrer Bestürzung erholt, befindet sie sich wieder auf festem Boden.

Ihre Wangen bedeckt eine glühende Röte. Sie will seinen Blick ausweichen, aber wie durch Zauberkraft angezogen finden sich ihre Augen und senken sich tief ineinander.

Ungestim tritt er auf sie zu und preßt sie an sich. Doch als er sie küssen will, reißt sie sich los und flieht, flieht unaufhaltsam.

Er sieht ihr nach, bis sie seinen Blicken entschwindet. Dann folgt er ihr langsam.

In dem kleinen Weberdorfe mitten im Gebirge hat der Generalissimus Hunger sein Standquartier aufgeschlagen. Seit Wochen flattert seine graue Standarte im Wintersturm und mit Augen voll Jammer und Verzweiflung sehen die Leute zu dem schredlichen Wahrzeichen empor.

Will denn noch immer der Frühling nicht kommen, der den unbarmherzigen Freund verjagt?

Keine Arbeit, keinen Verdienst, kein Brot! Die Wangen sind schmal und blaß, die Glieder matt und ungelent geworden.

Feuer im Ofen kennt man schon lange nicht mehr und weder Tür noch Fenster schließen so dicht, daß sie dem Frost den Eingang verwehrten. Sogar den Schnee treibt der Nord durch die Fugen ins Innere.

Am traurigsten geht's in dem haufälligen Häuschen des Webers Gröttner. Da fehlte es bereits am nötigsten, bevor noch der Winter kam.

Die Frau hatte während des ganzen Sommers gekränkelt und als sie leblich kuriert war, fiel's dem zwöckjährigen Mariechen ein, sich aufs Krankenlager zu strecken, von dem sie nicht wieder aufstehen sollte.

Ihr konnte der Hunger nichts mehr anhaben, aber die vier Kleinen, die noch übrig waren, wollten durchaus satt zu essen haben.

Gröttner hatte bei der Garde gedient, er war ein schmuder Kerl gewesen. Heute, wo er die Vierzig noch nicht überschritten, glich er einem Fünzigjährigen. Der einst so gerade Rücken war krumm, die früher hochgewölbte Brust eingesunken und Haar und Bart ergraut.

Seit seiner Verheiratung hatte ihn ja die Sorge nicht mehr aus den knöchigen Fingern gelassen.

Zimmer wollte der farge Lohn nicht reichen. Er war sparsam, er gönnte sich außer seiner Peise Tabak nur einen Schoppen Bier am Sonntag und die Frau darbt, daß es ihm oft das Herz zerr

schnitt. Trotzdem tangte es nicht. Das lag wohl an den Stützen — — — nein, er wollte sich nicht versündigen.

Nun mußte das Elend aber ein Ende nehmen. Er konnte es nicht mehr mit ansehen. So untätig sein zu müssen, wo er nach Arbeit schrie, wo er am liebsten Tag und Nacht am Webstuhl gesessen und sich toteschüttet hätte!

Bot sich mal eine Gelegenheit, so rissen sich gleich Dukende darum. Jeder wollte einen Auftrag erwischen, und war's auch nur eine Kleinigkeit.

Neulich hatte er beinahe Glück gehabt. Beinahe! Der Fielich kam ihm zuvor. Der Fielich hatte ihm schon einmal ein gutes Stück Arbeit weggeschnappt. Er haßte ihn darum.

In Zukunft wollte er noch besser aufpassen und rücksichtsloser sein, die andern zur Seite stoßen, niederreten, wenn's sein mußte. Zu allem war er entschlossen.

Der Landbriefträger, den er gegen Abend bei einem Gang durchs Dorf traf, rief ihm im Vorübergehen zu, daß Brüben in Bruchheim, „was los“ sei, mit andern Worten, daß in dem drei Wegstunden entfernten Orte Beschäftigung zu haben sei. Gröttner jubelte zusammen, als er es vernahm.

„Nur keinem andern davon sagen!“ wollte er den Beamten bitten, aber er schämte sich und ließ es bei einem Dank bewenden.

Heute war es zu spät, nach Bruchheim zu gehen, aber morgen, vor Tagesanbruch, wollte er den Marsch antreten, so früh, daß er als Erster eintreffen mußte. Und seinen Platz als Erster wollte er behaupten — das gelobte er sich. —

Vor fünf Uhr morgens ist er schon unterwegs.

Ein heftiges Schneetreiben steht ihm entgegen. Von Zeit zu Zeit regt der Sturm dicke weiße Massen von den Bergkuppen herunter, die ihm fast den Atem benehmen.

Gröttner kämpft sich vorwärts.

Er kennt das Gebirge. Zahllose Male ist er im Winter an diesen Abhängen entlang gepilgert und noch ärgeres Unwetter hat ihn nicht geschreckt. Nur gut, daß der Mond die Straße beleuchtet.

Freilich, müde darf er nicht werden, sich ausruhen wollen und niedersinken — das möchte einen schlimmen Ausgang nehmen!

Und der Erste mußte er sein, der Erste!

Der Gedanke beschleunigt seine Schritte.

Aber an einer vor springenden Felsede stutzt er und bleibt stehen.

Da hat sich ein dunkler Körper, wie schupfend, gegen das Gestein gedrückt. Es ist ein Mensch in halb liegender, halb knieender Stellung.

Gröttner versucht den Erstarrten aufzurichten. Es gelingt. Doch wie das Licht des Mondes auf das Gesicht des Unglücklichen fällt, prallt Weber zurück.

„Fielich!“

Also wieder hat ihm der Verhaßte zuvorkommen wollen! Und wenn's ihm geglückt wäre, dann hätte er die anderen verlaßt und sich für schlauer gehalten als sie alle, die mit leeren Händen zurück mußten.

Noch nie war Gröttner so erbittert über seinen Nachbar wie in diesem Augenblick. Es ist ihm eine ordentliche Befriedigung, daß hier einen Schuldigen die verdiente Strafe getroffen. Mag er liegen bleiben und zugrunde gehen, wenn er nicht schon hinüber ist.

Und sicher ist er schon tot und geholfen kann ihm nicht mehr werden — — sonst, ja sonst —

Dem Weber fährt manderlei durch den Sinn.

Ein armer Schlucker ist der Fielich schließlich auch. Nur aus Schadenfreude, um den anderen einen Poffen zu spielen, hat er sich nicht so früh nach Bruchheim aufgemacht. Auch er will denen daheim die hungrigen Mäuler stopfen, will —

Aber was kümmert's ihn? Weiter!

Gröttner will seinen Weg fortsetzen, er kommt nicht vom Fleck.

Er schilt sich einen einfältigen Narren und will vorüber.

Unmöglich!

Mechanisch bückt er sich und fühlt nach dem Puls des Regungslosen; er nimmt Schnee und reibt ihm die Schläfe, entblößt die Brust und sucht die Herzstätigkeit wieder zu beleben.

Immer eifriger wird er, immer neue Mittel wendet er an und endlich stellen sich Anzeichen ein, die seiner Mühe Erfolg versprechen.

Er denkt nicht mehr an Bruchheim, er weiß nur, daß er den Verunglückten ohne Säumen in Obhut und Pflege bringen muß. Ja, das muß er!

Und so hobt er ihn auf und trägt ihn zurück in das Heimatliche Dorf.

Wenn Fürsten reisen.

König Eduard von England rüstet sich soeben zu seinem alljährlichen Erholungsaufenthalte in Biarritz. Er lebt dort allerdings nicht anerkannt, aber, um offiziellen Empfangen zu entgehen, unter dem Namen eines Herzogs von Lancaster. Als er noch Prinz von Wales war, bezeichnete er sich gewöhnlich als Earl of Chester, und wenn er damals mit der Königin zusammen reiste, so waren sie „Earl and Countess of Inverness“. In Paris ereignete sich einmal folgender drolliger Zwischenfall: Zwei Amerikaner glaubten den König von England in einer Pariser Gemäldegalerie erkannt zu haben; nach einigen Minuten jedoch wurde der eine von ihnen stuhlig, sie schlossen eine Wette ab und folgten dem Fremden in sein Hotel! Als sie beim Portier um Auskunft hielten, erhielten sie die Antwort: „Earl of Chester.“ Erleichtert rief der Amerikaner aus, der den König erkannt hatte und bezahlte seinem Partner den Betrag der Wette. In Brighton passierte es dem König von England einmal, daß ein Straßenjunge auf ihn zukam und ihn nach der Uhr fragte. Als der König dies prompt beantwortete, meinte der Junge grollend: „Jetzt stehe ich hier schon genau zwei Stunden und warte auf den verfluchten König . . .“

Der Deutsche Kaiser bedient sich auf Reisen gern des Namens eines „Grafen von Mors“. Sehr viel Spaß machte es ihm seinerzeit, als er kurz nach seinem Regierungsantritte einmal in Herrenhausen bei Hannover einem Wachtposten einen Auftrag gab und die Antwort erhielt: „Zu Befehl, Herr Leutnant!“ Als er einmal in Kiel am späten Abend der Frau Geheimrat von Smarch, seiner „Tante Henriette“, einen Besuch machen wollte, empfing ihn das Dienstmädchen mit dem entsehten Aufschrei: „Himmel, der Kaiser!“, um ihm dann . . . die Tür vor der Nase zufallen zu lassen.

Die Skat-Ecke.

Auflösung zu Nr. 56.

Kartenverteilung:

V. b c dB. aK, D, 9, 8; bA: cD 9.
M. aA, a10, 7; cA, 10, 8, 7; d9, 8, 7.
H. aB; b10, K, D, 9, 8, 7; dA, 10, K.
Skat: cK, dD.

Spiel:

1. V. bB, aA, aB (—15)
 2. H. b10, bA, a10 (—31)
 3. M. cA, dA, c9 (—22)
 4. M. c10, d10, cD (—23)
- Damit hatten die Gegner 91.

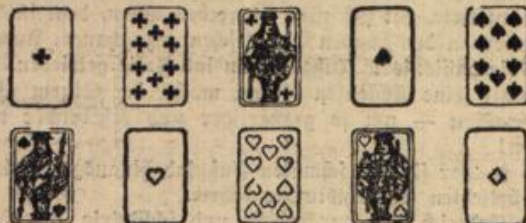
Richtige Lösung schickten ein: Walter Berg-Wiesbaden. — G. Wewershäuser-Wiesbaden. — F. Mander-Wiesbaden. — Chr. Dienhorst-Wiesbaden. — Emil Roshmann-Wiesbaden. — Ph. Stein-Wiesbaden. — Aug. Zerbe-Sonnenberg. — Frd. Reiter-Viebrich. — Wilh. Hirtz-Viebrich. — Stammtisch Grüner Wald-Viebrich.

Skat-Aufgabe:

a b c d die vier Farben. V M H die drei Spieler.

H. (Spieler in Hinterhand) bietet Null Ouvert. M. (Mittelhand) erklärt, daß er selber Null Ouvert macht. V. glaubt unter diesen Umständen einen Grand riskieren zu können und sagt Groß-Spiel an auf folgende Karte:

aA, 10, K; bA, 10, K; cA, 10, K; dA.



V. verlor das Spiel und bekam überhaupt keinen Stich. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glödes in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers,
Konrad Heydolt in Wiesbaden.